

**THOMAS DE
PADOVA**



 Hanser Berlin

NONNA

Nonnas Miene verrät darüber nichts.

Risabett habe mir geholfen! Die Schwester von *Mariarit*! Die Frau von *Cilistrine*!

Sie begutachtet die sechs Kilo Nudeln Packung für Packung, ohne auch nur ein einziges Mal das Gesicht zu verziehen.

6

Wer kann am längsten auf dem Hinterreifen fahren? Wer ist der Schnellste? Nach einer Nacht der auf und ab knatternden *motorini* erwache ich im feuchtwarmen Bett. Vergeblich drücke ich mein Ohr in das viel zu hohe Kopfkissen, an das sich mein Nacken erst wieder gewöhnen muss. Jetzt kommt der Lärm aus der Etage unter mir, aus der Wohnung meiner Nonna.

Durch die Lamellen der Fensterläden fällt Licht ins Zimmer. Es ist 5 Uhr 45.

Meine Nonna steht immer so früh auf, stützt sich auf einen Stuhl und schiebt ihn bis zum Badezimmer vor sich her, wobei der stumpfe Steinfußboden ein markerschütterndes Quietschen an sämtliche Wände und Decken überträgt. Mit angespanntem Kiefer warte ich auf das erlösende Decrescendo.

Endlich das Knarren der Badezimmertür. Noch ein Ruckeln. Draußen Vogelgezwitscher.

Ein rhythmisches Klopfen ist das nächste Intermezzo.

Dumm, dumm, dumm!

Über ihr Bett gebeugt, schlägt meine Nonna mit flacher Hand die Matratze aus. Ihr frühes Tagwerk ist berechenbar wie eh und je. Seit ich mich erinnern kann, bearbeitet sie ihre Unterlage am Morgen vom Kopf- bis zum Fußende. Als kleiner Junge durfte auch ich mich mit einem Teppichklopfer daran austoben, während sie mich zu noch kräftigeren Schlägen anfeuerte.

»*Forza! Forza!*«

Dumm, dumm, dumm!

Da mir die Müdigkeit von der Reise noch in den Knochen steckt, gleite ich abermals in den Halbschlaf hinüber.

Mit den Worten des Pfarrers wache ich erneut auf: die Sonntagsmesse auf Radio Vaticano.

Unter der Woche spricht meine Nonna ihr Morgengebet für sich allein. Nur sonntags, wenn in der Dorfkirche, die für sie unerreichbar geworden ist, die Messe beginnt, schaltet sie gelegentlich das Radio ein, laut genug, dass ich jedes einzelne Wort verstehe. Eine Weile konzentriere ich mich auf die Worte des Pfarrers und folge ihm bis zum Beginn des Vaterunsers. Dann geht der direkte Draht nach Rom verloren.

Erst als die Kirchenorgel mit ihren Pfeifen einsetzt und kurz darauf die Glocken läuten, kapituliere ich vor der Hellhörigkeit des Dorfes.

In ihrer Wohnstube schlägt der Fensterrahmen gegen die Wand. Meine Nonna sitzt neben der Eingangstür und reibt ihr Knie mit einem Wattebausch ein. Auf der Nähmaschine steht ein Glasfläschchen mit einer trüben, gelbbraunen Flüssigkeit, in der ein paar Rosmarinzweige schwimmen. Feiner Sand hat sich auf dem Flaschenboden abgesetzt.

Schweigend schaue ich ihr dabei zu, wie sie den Wattebausch trinkt und damit über Knie und Unterschenkel fährt. Ihre Haut glänzt ölig.

Vor zwei, drei Jahren quälte sie ein Brennen und Beißen an der rechten Schläfe, das sie nachts kaum mehr schlafen ließ: eine Gürtelrose, *il fuoco di SantAntonio*, das Feuer des heiligen Antonius, wie sie es nannte. Sie behandelte es mit einer ähnlichen Kräutermixtur, einem Hausmittelchen, das ihr eine Verwandte gebracht hatte. Zwei rosafarbene Flecken im Gesicht sind von damals zurückgeblieben.

Nun setzt ihr das rechte Bein zu, auf das sie sich immer verlassen konnte, seit sie im Alter von sechs Jahren so schwer stürzte, dass sie sich die linke Hüfte brach. Niemand kümmerte sich darum. Fortan hinkte sie und war das linke Bein das »schlimme«, ein unablässiger Quell der Schmerzen. Erst 1960, mehr als vierzig Jahre nach ihrem Sturz, wurde sie im Krankenhaus in San Giovanni Rotondo operiert. Danach hatte sie ein ganzes Jahr lang mit wechselnden Gipsverbänden

im Bett gelegen. Eine bis dahin unbekannte Kälte war ihr bis ins Mark gedrungen und nicht mehr aus den Knochen gewichen. Seither trägt sie auch im Sommer dicke schwarze Wollstrümpfe.

Woher die Schmerzen in ihrem rechten Bein kommen, weiß sie nicht. Einen Arzt hat sie nicht gerufen.

»Jeden Morgen bitte ich darum, dass Gott mir hilft und ich mein rechtes Bein wieder so nutzen kann wie vorher: *Signore, signore, signore, aiutami a portare la mia croce!*« Mein Gott, mein Gott, mein Gott, hilf mir, mein Kreuz zu tragen.

Als die Tinktur in ihre Haut eingezogen ist, lässt meine Nonna den feuchten Wattebausch in einer Plastiktüte verschwinden, zieht ihre Wollstrümpfe übers Knie und fixiert sie mit einem Strumpfband. Einem selbstgemachten Strumpfband, hervorgegangen aus einer für sie typischen Verflechtung von Handarbeit und Vorratshaltung.

Im Haushalt meiner Nonna wird alles in Schonbezüge gepackt, umstrickt und umhäkelt: Matratzen und Decken, der Stuhl, auf dem sie sitzt, sogar die Griffe eines leeren Farbeimers, in dem sie ihr Brennholz aufbewahrt. Stoff- oder Wollreste wirft meine Nonna grundsätzlich nicht weg. Aus übriggebliebenen Baumwollstreifen nähte sie früher Strumpfbänder, wickelte sie um ihre Beine und band sie mit einer Schleife zusammen. Als dann elastische Strumpfbänder in Mode kamen, folgte meine Nonna dem Trend: Sie umhäkelte die breiten roten Gummis von Einweckgläsern, um sie über ihre Schenkel zu spannen.

7

Am Fuß des Dorfes liegt die Adria. Wie ein Seidenband in kühlem Blau, das in der Ferne satter und tiefer wird. Darüber wölbt sich wolkenlos der Himmel. Ich blinzele. Die Sonne glüht schon in den Morgenstunden. Erst am Horizont kommen meine Augen zur Ruhe.

Das verwinkelte Wohnviertel am unteren Ortsrand von Mattinata gibt diesen Blick zum Meer überraschend frei. Verschachtelt und geduckt stehen die weißen Häuser im Hang, mit engen Gassen, breiten Treppen

und kleinen Plätzen zu einem Labyrinth verschmolzen, das Geborgenheit und Schatten spendet. Im milderen Nachmittagslicht werden die Bewohner ihre Stühle neben die Hauseingänge stellen.

Vor einer Tür, neben der ein vertrockneter Weinstock nach oben rankt, döst schon jetzt ein Mann mit schwarzem Schnauzer und zurückgekämmtem, gegeltem Haar. Seine kräftigen Arme hält er vor seinem nur mit einem Unterhemd bedeckten Bauch verschränkt. Als ich im Vorbeigehen grüße, schaut er aus schmalen Augenschlitzen gleich einer Katze zu mir auf. Außer ihm und einer jungen Frau, die Wasser in den Kübel einer buschigen, rotvioletten Bougainvillea gießt, begegne ich vor dem Abstieg niemandem.

Bergab komme ich nur noch mit Trippelschritten voran. Langsam nähere ich mich der Landstraße, die, vom Tunnel her kommend, um den Ort herum und dann weiter zum Meer führt. Auf der Straße reiht sich Stoßstange an Stoßstange. Der Tunnel wirft an diesem Sonntagmorgen ein Auto nach dem anderen aus, Pandas und Puntos, Tagesausflügler aus der Gegend. Staub, Abgase, heißer Asphalt.

Als ich die Straße gekreuzt habe und die von Steinmauern eingefassten Felder erreiche, liegt ein Geruch nach Ziegen in der Luft. Er wird von Schritt zu Schritt penetranter, bis hinter der nächsten Weggabelung ein Verschlag aus Maschendrahten, zusammenmontierten Lattenrosten und diversen Baumaterialien auftaucht. In diesem Gehege hält ein Ziegenhirte sein Vieh, einer der wenigen in dieser Gegend, die morgens noch mit dem Esel losziehen. Der erste Esel diente ihm achtundzwanzig Jahre lang, der Nachfolger nur vier oder fünf. Sein jetziger Begleiter, ein hochbetagtes Tier mit weißem Maul, steht angebunden im Schatten eines Ölbaums und zuckt reflexartig mit den Muskeln, um die Fliegen zu vertreiben.

Von nun an folgt ein Olivenhain auf den anderen. Überall schattenspendende Dächer aus Myriaden von Blättern, silbergraugrüne, blinkende Folien. In Zweier-, Dreier- und Vierergrüppchen stehen die knorrigen Bäume zusammen, die rissige Haut voller Runzeln, Knoten und tiefer Risse. Von den Stämmen der ältesten Bäume sind oft nur die äußeren Ringe übrig geblieben. Doch

auch dieses dürftige Holzgerüst reicht aus, um Jahr für Jahr Hunderttausende zwittrige Blüten hervorzubringen, von denen einige später zu Oliven heranreifen.

Die Ölbäume wachsen auf steinigem Boden. Mal ist die Erde knochentrocken, keine hundert Meter weiter, wo zur Bewässerung der Felder schwarze Schläuche in langen Furchen liegen, ist sie tiefbraun. Am Wegesrand liegen Schichten länglicher vertrockneter Blätter. Während ich selbstvergessen in Richtung Adria trabe, höre ich außer dem an- und abschwellenden Gesang der Zikaden nur hin und wieder das Rascheln einer Eidechse, die blitzschnell in einer Mauerritze verschwindet.

Schließlich weht mich die salzige Luft des Meeres an, von dem mich nur noch eine Straße und überfüllte Parkplätze trennen. Und auf einmal bin ich mittendrin: schlagende Türen und Heckklappen, durcheinandergehende Stimmen von Kindern und ihren Eltern, beladen mit Schirmen und Kühltaschen, aufgeblasenen Delphinen und Plastik-Lkws. Am Strand angekommen, breiten sie ihre Handtücher da aus, wo am meisten los ist. Sie reden mit ihren Nachbarn und zwischendurch übers Handy mit den zu Hause Gebliebenen. Wenn die Kinder zum Meer drängen, folgen ihnen die Erwachsenen und bleiben, weiter miteinander plaudernd, in der prallen Sonne stehen, die Füße im kühlen Wasser.

Ich setze mich in die nächstbeste Strandbar und schaue aufs Meer hinaus, das in der Sonne glitzert. Als mir der Kellner einen Cappuccino und ein Glas Wasser bringt, bricht neben mir ein kleiner Junge in Tränen aus. Er hat sein Eispapier ungeschickt abgeleckt, sich Bauch und Badehose beschmiert und wird von seiner Mutter zum Liegestuhl gezerrt.

Inzwischen hat sich der Kellner eine Zigarette angezündet und sich an der Balustrade postiert. Genießerisch bläst er den Rauch aus und taxiert die resolute Mutter, eine dunkelhaarige Mittdreißigerin mit breiten Hüften und üppigem Busen. Danach gleitet sein Blick über die anderen Strandschönheiten auf den Liegestühlen hinweg, verliebt in all die Möglichkeiten, die ein Kellnerdasein am Meer an diesem sonnigen